

dtv

Von Terror und Tod, von Mord und Selbstmord, von Machtbesessenheit und Ohnmacht, von dem Kampf der Söhne gegen die Väter erzählt Dostojewskijs großer Roman. Pjotr Stepanowitsch, der Gründer eines revolutionären »Fünferkomitees«, der die Herrschaft über ganz Rußland anstrebt, und der kaltblütige Anarchist Stawrogin, der durch seine Schönheit und Macht drei Frauen zugrunde richtet, bevor er sich schließlich selbst erhängt, werden zu Dämonen, die vor infernalischen Greuel-taten – auch in den eigenen Reihen – nicht zurückschrecken. Der liberale und idealistische Vater des Pjotr, der gleichzeitig Erzieher von Stawrogin war, versucht, seinen Einfluß geltend zu machen. Doch weder ihm, noch dem schwächlichen Gouverneur oder einem sich anbietenden Schriftsteller gelingt es, dem zerstörerischen Treiben Einhalt zu gebieten.

*Fjodor Michailowitsch Dostojewskij* (1821–1881) zählt zu den bedeutendsten Dichtern der Weltliteratur. In den »Dämonen« erreichte seine Spannungstechnik ihren Höhepunkt. Dieses beziehungsreichste seiner Werke inspirierte nicht nur Heimito von Doderer zu seinem gleichnamigen Roman, sondern auch Albert Camus' essayistische Hauptwerke.

Fjodor Michailowitsch  
**Dostojewskij**  
Die Dämonen

Roman

Aus dem Russischen übertragen  
von Marianne Kegel

Mit einem Nachwort  
von Horst-Jürgen Gerigk

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Fjodor Michailowitsch Dostojewskij  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Der Jüngling (2054)  
Schuld und Sühne (12405)  
Der Spieler (12406)  
Der Idiot (12407)  
Die Brüder Karamasow (12410)  
Der Doppelgänger (12411)

Titel der Originalausgabe  
›Besy‹ (Petersburg 1871/72)

Vollständige Ausgabe  
Oktober 1977  
15. Auflage Dezember 2005  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
© 1961 Winkler Verlag, München  
© 1997 Artemis & Winkler Verlag,  
Düsseldorf und Zürich  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: ›A Secret Meeting‹ (1883)  
von Ilja Jefimowitsch Repin  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 3-423-12408-3

Hat der Teufel sich verschworen  
Gegen uns, führt uns im Kreis,  
Haben uns im Schnee verloren,  
Daß ich keinen Ausgang weiß.

-----

Hu! Das ist ein schaurig Klingen!  
Doch wer mag den Sinn verstehn?  
Ob sie Hochzeitsreigen schlingen,  
Ob ein Totenfest begehnt?

*A. Puschkín*

Es war aber daselbst eine große Herde Säue an der Weide auf dem Berge. Und sie baten Ihn, daß Er ihnen erlaubte, in dieselben zu fahren. Und Er erlaubte es ihnen.

Da fuhren die Teufel aus von dem Menschen und fuhren in die Säue; und die Herde stürzte sich von dem Abhang in den See und ersoff.

Da aber die Hirten sahen, was da geschah, flohen sie und verkündeten es in der Stadt und in den Dörfern.

Da gingen sie hinaus zu sehen, was da geschehen war, und kamen zu Jesu und fanden den Menschen, von welchem die Teufel ausgefahren waren, sitzend zu den Füßen Jesu, bekleidet und vernünftig, und erschrakten.

Und die es gesehen hatten, verkündigten es ihnen, wie der Besessene war gesund geworden.

*Ev. Lucae 8, 32-37.*



ERSTER THEIL



## Erstes Kapitel

*Statt einer Einleitung:  
einige Einzelheiten aus der Lebensgeschichte des  
hochgeschätzten Stepan Trofimowitsch Werchowenskij*

### 1

Indem ich zur Schilderung der so merkwürdigen Ereignisse schreite, die sich vor kurzem in unserer bisher noch durch nichts berühmt gewordenen Stadt zugetragen haben, sehe ich mich aus Mangel an Gewandtheit gezwungen, etwas weiter auszuholen und mit einigen Einzelheiten aus der Lebensgeschichte des talentvollen, hochgeschätzten Stepan Trofimowitsch Werchowenskij zu beginnen. Diese Einzelheiten mögen nur als Einleitung zu der von mir geplanten Chronik dienen; die eigentliche Geschichte aber, die ich zu schreiben beabsichtige, steht noch bevor.

Ich möchte gleich von vornherein sagen: Stepan Trofimowitsch hat unter uns ständig sozusagen als Staatsbürger eine besondere Rolle gespielt und diese Rolle so leidenschaftlich geliebt, daß er, glaube ich, ohne sie gar nicht hätte leben können. Nicht etwa, daß ich ihn mit einem Schauspieler auf der Bühne vergleichen möchte, Gott behüte; das liegt mir um so ferner, als ich selber ihn außerordentlich schätze. Vielleicht war es bei ihm auch nur eine Sache der Gewohnheit oder, besser gesagt, eine stete, schon von Kindheit an gepflegte edle Neigung, sich angenehmen Träumereien über seine schöne staatsbürgerliche Haltung hinzugeben. Ganz außerordentlich gefiel er sich zum Beispiel in seiner Lage als »Verfolgter« und sozusagen als »Verbannter«. Diese beiden Schlagwörter umgibt nun einmal ein eigener klassischer Glorienschein, der ihn ein für allemal verblendet hatte, ihn dann im Verlauf vieler Jahre allmählich in seiner eignen Wertschätzung hob und ihn schließlich auf ein überaus hohes und für seine Eigenliebe so angenehmes Piedestal stellte. In einem

englischen satirischen Roman des vorigen Jahrhunderts hat sich ein gewisser Gulliver, der aus dem Lande der Liliputaner, wo die Menschen nur vier Zoll groß sind, zurückgekehrt ist, so sehr daran gewöhnt, sich für einen Riesen zu halten, daß er nun unwillkürlich auch in den Straßen Londons den Fußgängern und Equipagen zuruft, sie möchten vor ihm ausweichen und sich vorsehen, daß er sie nicht zertrete, weil er sich immer noch für einen Riesen und alle anderen für Liliputaner hält. Man lacht ihn deshalb aus und schilt ihn, und die ungehobelten Kutscher schlagen sogar mit der Peitsche nach dem Riesen – ob aber mit Recht? Was tut nicht alles die Gewohnheit? In einen fast ebensolchen Zustand hatte nun die Gewohnheit auch unsern Stepan Trofimowitsch versetzt, was sich aber, wenn ich mich so ausdrücken darf, bei ihm in einer harmloseren, ungefährlicheren Weise äußerte, denn im Grunde genommen war er eben doch ein prächtiger Mensch.

Ich neige übrigens zu der Ansicht, daß er gegen Ende überall und von allen vergessen worden war, aber man dürfte keinesfalls sagen, daß er auch früher durchaus nicht bekannt gewesen wäre. Unstreitig hat er auch eine Zeitlang zu der berühmten Plejade unserer gefeierten Schriftsteller der vorigen Generation gehört, und während dieser Zeit – die allerdings nur einen winzigen Augenblick dauerte – wurde sein Name auch wirklich von vielen seiner damaligen, etwas voreiligen Zeitgenossen beinahe in einer Reihe mit Tschaadajew, Belinskij, Granowskij und dem damals im Auslande eben erst aufstrebenden Herzen genannt. Aber die Tätigkeit Stepan Trofimowitschs endete fast im selben Augenblick, in dem sie begonnen hatte, sozusagen »dahingerafft von einem Wirbelsturm zusammenprallender Umstände«. Und was ergab sich? Später hat sich herausgestellt, daß es damals keinerlei »Wirbelsturm« und nicht einmal irgendwelche »Umstände« gegeben hat, wenigstens nicht solche, die ihn betrafen. Erst dieser Tage habe ich zu meinem größten Erstaunen, aber aus ganz sicherer Quelle erfahren, daß Stepan Trofimowitsch immer in unserem Gouvernement, mitten unter uns, gelebt hat und nicht in der Verbannung, wie man hier überall annahm, ja, daß er überhaupt niemals unter Aufsicht gestanden hat. Wie groß muß also seine Einbildungskraft gewesen sein! Er glaubte sein ganzes Leben lang aufrichtig, daß man in gewissen Kreisen ständig vor ihm auf der Hut sei, daß alle seine Schritte immer beobachtet und notiert würden und daß

jeder der drei Gouverneure, die in den letzten zwanzig Jahren einer nach dem anderen unser Gouvernement betreuten, gleich von vornherein einen besonders eifrigen Argwohn gegen ihn mitgebracht habe, der ihm bei der Übergabe des Gouvernements als erstes eingeflößt worden sei. Hätte aber jemand damals den ehrenwerten Stepan Trofimowitsch mit unwiderleglichen Beweisen überzeugen wollen, daß er überhaupt nichts zu befürchten habe, so wäre er sicherlich äußerst beleidigt gewesen. Und dabei war er doch ein sehr kluger und begabter Mensch, sogar ein Mann der Wissenschaft sozusagen, obgleich er übrigens in der Wissenschaft . . . na, kurz gesagt, nicht gerade viel oder, wie es scheint, überhaupt nichts geleistet hat. Aber das pflegt ja bei uns in Rußland bei Männern der Wissenschaft öfters vorzukommen.

Aus dem Ausland zurückgekehrt, hatte er ganz am Ende der vierziger Jahre als Lektor an einer Universität auf dem Katheder geglänzt. Es kam aber nur zu einigen wenigen Vorlesungen. Er sprach, wenn ich nicht irre, über die Araber und verteidigte dann noch eine glänzende Dissertation über die im Entstehen gewesene kulturelle und hanseatische Bedeutung der deutschen Stadt Hanau in den Jahren 1413 bis 1428 sowie über die eigenartigen, etwas unklaren Gründe, warum diese Bedeutung dann aber doch nicht zustande kam. Diese Dissertation bestichelte in geschickter und treffender Weise die damaligen Slawophilen und schuf ihm unter ihnen zahlreiche erbitterte Feinde. Dann – übrigens erst, nachdem er seinen Lehrstuhl eingebüßt hatte – ließ er (gewissermaßen aus Rache, um zu zeigen, wen sie verloren hatten) in einer fortschrittlichen Monatsschrift, die Übersetzungen aus Dickens brachte und sich für George Sand einsetzte, den Anfang einer tiefgründigen Untersuchung drucken, wenn ich mich recht erinnere, über die Ursachen des hohen Seelenadels irgendwelcher Ritter. Auf jeden Fall kam darin ein außerordentlich erhabener und ungewöhnlich edler Gedanke zum Ausdruck. Späterhin hieß es, die Fortsetzung dieser Untersuchung sei verboten worden und die fortschrittliche Monatsschrift habe sogar wegen des Druckes der ersten Hälfte Unannehmlichkeiten gehabt. Das ist auch sehr wohl möglich, denn was geschah damals nicht alles? Aber im vorliegenden Falle ist es doch wahrscheinlicher, daß nichts Derartiges geschah, sondern daß vielmehr der Autor selber sich nicht der Mühe unterzogen hat, den Aufsatz zu beenden. Seine Vorlesungen über

die Araber mußte er deswegen einstellen, weil ein von ihm an irgend jemanden geschriebener Brief mit Erklärungen irgendwelcher »Umstände« irgendwie und von irgendwem (augenscheinlich von einem seiner reaktionären Feinde) abgefangen worden war, worauf irgend jemand irgendwelche Erklärungen von ihm gefordert hatte. Ich weiß nicht, ob das wahr ist, aber es wurde weiterhin noch behauptet, daß man gerade zu jener Zeit in Petersburg einer gewaltigen, jeder natürlichen Ordnung und auch dem Staate feindlich gegenüberstehenden Gesellschaft\* von nahezu dreizehn Mann auf die Spur gekommen sei, die beinahe das ganze Staatsgebäude erschüttert hätten. Man behauptete, sie hätten sogar die Absicht gehabt, Fourier zu übersetzen. Und ausgerechnet zur selben Zeit mußte nun auch noch in Moskau eine Dichtung Stepan Trofimowitschs aufgegriffen werden, die er bereits vor sechs Jahren in Berlin in seiner ersten Jugend verfaßt hatte und die dann in einer Abschrift zwischen zwei Freunden der Dichtkunst und einem Studenten hin und her gegangen war. Diese Dichtung liegt jetzt auch in meinem Schreibtisch; ich erhielt sie erst vor einem Jahre, von Stepan Trofimowitsch eigenhändig und ganz neu abgeschrieben, mit seiner Unterschrift, in prächtigem, rotem Saffianeinband. Sie ist übrigens nicht ohne dichterischen Schwung, ja auch nicht ohne Talent verfaßt, allerdings etwas eigentümlich, aber damals (das heißt in den dreißiger Jahren) schrieb man oft in dieser Art. Wenn ich aber den Inhalt wiedergeben sollte, so würde ich in arge Verlegenheit geraten, denn, offen gestanden, er ist mir völlig unverständlich. Es ist eine Art Allegorie in lyrisch-dramatischer Form, die an den zweiten Teil des »Faust« erinnert. Die Handlung beginnt mit einem Chor von Frauen, dann folgt ein Männerchor, dann ein Chor geheimnisvoller Kräfte und endlich ein Chor von Seelen, die noch nicht gelebt haben, aber gern einmal leben möchten. Alle diese Chöre besingen etwas ungeheuer Vages, ergehen sich größtenteils in Verwünschungen irgend jemandes, jedoch immer mit einem Anflug erhabenen Humors. Doch plötzlich wechselt die Szenerie, und eine Art »Feiertag des Lebens« bricht an, an dem sogar die Insekten singen, eine Schildkröte mit lateinischen

\* Gemeint sind die 1849 in Petersburg zum Tode verurteilten und später wieder begnadigten, aber nach Sibirien verbannten »Petraschewzen«, unter denen sich auch Dostojewskij befand (Anmerkung des Übersetzers).

Bibelworten aufwartet und sogar, wenn ich mich recht erinnere, ein Mineral – also ein sonst völlig unbeseelter Gegenstand – zu singen anfängt. Überhaupt singen alle ununterbrochen, wenn sie aber einmal miteinander reden, so beschimpfen sie einander in einer unbestimmten Art und Weise, aber doch wiederum mit einer Schattierung höherer Bedeutung. Schließlich wechselt die Szenerie abermals: es zeigt sich eine öde Felsengegend, und zwischen den Felsen irrt ein zivilisierter junger Mensch, reißt irgendwelche Kräuter aus und saugt daran und antwortet auf die Frage einer Fee, warum er denn an diesen Kräutern sauge: er fühle ein Übermaß von Leben in sich, suche Vergessenheit und finde sie in dem Saft dieser Kräuter, doch sein Hauptwunsch sei – so schnell wie möglich den Verstand zu verlieren (ein Wunsch, der sicherlich gar nicht mehr nötig war). Da sprengt plötzlich auf schwarzem Roß ein Jüngling von unbeschreiblicher Schönheit herbei, gefolgt von einer schrecklichen Masse von Völkerscharen. Dieser Jüngling stellt den Tod dar, und alle Völker erwarten ihn voller Sehnsucht. Und endlich, ganz am Schluß der letzten Szene, erscheint auf einmal der Babylonische Turm, und irgendwelche Athleten bauen ihn unter Lobeshymnen auf die neue Hoffnung zu Ende. Als sie schon bis zur obersten Spitze gekommen sind, läuft der Herrscher – ich glaube allerdings, nur der des Olympos – in komischem Entsetzen davon, die Menschheit aber, die das gesehen hat, nimmt seinen Platz ein und fängt ein neues Leben mit neuen Gesichtspunkten allen Dingen gegenüber an. Dieses Gedicht also fand man seinerzeit gefährlich. Ich schlug Stepan Trofimowitsch im vorigen Jahre vor, es nun drucken zu lassen, da es in einer Zeit wie der unsrigen doch als ganz harmlos angesehen werden würde. Aber er wies meinen Vorschlag mit sichtlichem Unwillen zurück. Meine Ansicht über die völlige Harmlosigkeit seiner Dichtung mißfiel ihm außerordentlich. Dem schreibe ich auch eine gewisse Kälte seinerseits mir gegenüber zu, die ganze zwei Monate andauerte. Aber was geschah? Plötzlich und fast zur selben Zeit, als ich ihm den Vorschlag machte, seine Dichtung hier drucken zu lassen, wurde sie auf einmal *dort* gedruckt, das heißt im Ausland, und zwar in einem revolutionären Sammelband, ohne daß Stepan Trofimowitsch auch nur eine Ahnung davon hatte. Anfänglich war er sehr erschrocken, eilte sogleich zum Gouverneur und schrieb einen durchaus edlen Rechtfertigungsbrief

nach Petersburg, las ihn mir zweimal vor, schickte ihn aber dann doch nicht ab, da er gar nicht wußte, an wen er ihn eigentlich adressieren sollte. Kurz, er regte sich einen ganzen Monat lang ungeheuer auf, doch ich bin überzeugt, daß er sich in den innersten Falten seines Herzens äußerst geschmeichelt fühlte. Er trennte sich sogar im Schlaf kaum von dem ihm übersandten Exemplar dieses Sammelbandes, versteckte es tags unter seiner Matratze und ließ nicht einmal mehr zu, daß die Magd ihm das Bett machte. Und obgleich er täglich auf ein Telegramm von irgendeiner Seite wartete, so schaute er doch ungeheuer hochmütig drein. Aber es kam kein Telegramm. Da söhnte er sich auch wieder mit mir aus, was abermals ein Beweis der außerordentlichen Güte seines sanften, nicht nachtragenden Herzens ist.

## 2

Ich will nicht etwa behaupten, daß er keinerlei Verfolgungen zu erdulden gehabt hätte. Dennoch bin ich jetzt völlig überzeugt, daß er seine Vorlesungen über die Araber ganz nach Belieben hätte fortsetzen können, wenn er nur die nötigen Erklärungen abgegeben hätte. Doch er setzte damals gewissermaßen seinen Stolz darein und suchte sich mit einem seltsamen Übereifer ein für allemal die Überzeugung einzureden, daß seine Laufbahn nun durch den »Wirbelsturm der Umstände« auf Lebenszeit vernichtet sei. Um aber die volle Wahrheit zu sagen, so war der eigentliche Grund, warum er seinen Beruf wechselte, das ihm schon früher einmal gemachte und gerade jetzt wiederholte, äußerst zarte Anerbieten Warwara Petrowna Stawroginas, der steinreichen Gattin eines Generalleutnants, in seiner Eigenschaft als höherer Pädagoge und Freund die Erziehung und gesamte geistige Ausbildung ihres einzigen Sohnes zu übernehmen, ganz zu schweigen von dem glänzenden Gehalt. Dieser Vorschlag war ihm zum erstenmal schon in Berlin gemacht worden, und zwar gerade zu jener Zeit, als er zum erstenmal Witwer wurde. Seine erste Frau war ein leichtfertiges Mädchen aus unserem Gouvernements gewesen, das er in seiner ersten Jugend völlig urteilslos geheiratet hatte. Dieses äußerst anziehende Persönchen scheint ihm doch einigen Kummer gemacht zu haben, erstens einmal, weil seine Mittel zu ihrem Unterhalt niemals ausreichten, und

außerdem auch noch aus anderen, zum Teil recht delikatsten Gründen. Sie starb in Paris, wo sie die drei letzten Jahre getrennt von ihm gelebt hatte, und hinterließ ihm ihren fünfjährigen Sohn, »die Frucht ihrer ersten, frohen und noch ungetrübbten Liebe«, wie sich der tiefgebeugte Stepan Trofimowitsch einmal in meiner Gegenwart impulsiv äußerte. Der Kleine war übrigens gleich von Anfang an nach Rußland geschickt worden, wo er irgendwo in der Provinz von irgendwelchen entfernten Tanten erzogen wurde. Damals hatte Stepan Trofimowitsch das Anerbieten Warwara Petrownas abgelehnt und sich bald darauf, noch vor Ablauf des Trauerjahres, mit einer sehr schweigsamen Deutschen in Berlin zum zweiten Male verheiratet, und zwar, was die Hauptsache war, ohne jede besondere Notwendigkeit. Außerdem hatte er jedoch die Stelle als Erzieher auch noch aus einem anderen Grunde ausgeschlagen: ihn verführte der gerade damals weithin erschallende Ruhm eines unvergeßlichen Professors, und so schwang er sich denn damals auf das Katheder, für welches er sich vorbereitet hatte, um nun auch seinerseits seine Adlerfittiche zu erproben. Jetzt aber, nachdem er sich die Flügel versengt hatte, kam er natürlich auf dieses Anerbieten zurück, das ja auch schon vorher seinen Entschluß beinahe ins Schwanken gebracht hatte. Der plötzliche Tod auch seiner zweiten Gattin, die kaum ein Jahr mit ihm zusammengelebt hatte, bestärkte ihn endgültig in seinem Entschluß. Ich sage es geradeheraus: Das Ausschlaggebende dabei war die glühende Anteilnahme und die kostbare, sozusagen klassische Freundschaft – wenn man diesen Ausdruck von einer Freundschaft gebrauchen darf –, die ihm Warwara Petrowna entgegenbrachte. Er warf sich dieser Freundschaft in die Arme, die im Verlaufe von zwanzig Jahren immer stärker wurde. Ich sagte soeben etwas von »in die Arme werfen«, aber Gott behüte jeden davor, sich dabei etwas Unpassendes und Müßiges zu denken; diese Umarmung versteht sich selbstverständlich nur in höchst moralischem Sinne. Nur die zartesten, feinsten Bande vereinten diese beiden so merkwürdigen Persönlichkeiten auf ewig miteinander.

Stepan Trofimowitsch nahm die Stelle als Erzieher auch deshalb an, weil das allerdings sehr kleine Gut, das ihm seine erste Frau hinterlassen hatte, zufällig dicht neben Skworeschniki lag, der prächtigen Besitzung, die die Stawrogins in unmittelbarer Nähe der Stadt in unserem Gou-

vernement bewohnten. Zudem hatte er ja dann auch immer noch die Möglichkeit, in der Stille seines Arbeitszimmers und ohne durch die ungeheure Masse der Universitätsarbeiten abgelenkt zu werden, sich ganz den Wissenschaften zu widmen und die vaterländische Literatur durch die tiefgründigsten Untersuchungen zu bereichern. Zu diesen Untersuchungen kam es nun zwar niemals, dafür aber bot sich ihm die Gelegenheit, sein ganzes übriges Leben lang, also noch volle zwanzig Jahre, sozusagen als ein »lebendiger Vorwurf« vor dem Vaterlande dazustehen, wie ein volkstümlicher Dichter so treffend sagt:

Als liberaler Idealist  
Du dem geliebten Vaterland  
Nur ein lebendiger Vorwurf bist.

Vielleicht hatte jene Persönlichkeit, die der volkstümliche Dichter hier meint, auch ein Recht dazu, ihr ganzes Leben lang in dieser Pose zu verharren, wenn es ihr wirklich Spaß gemacht haben sollte, obgleich das ja auf die Dauer etwas langweilig sein muß. Doch unser Stepan Trofimowitsch war, um der Wahrheit die Ehre zu geben, im Vergleich zu solchen Persönlichkeiten nur ein Nachahmer, ja er wurde sogar vom bloßen Dastehen allein schon müde und legte sich deshalb des öfteren ein bißchen aufs Ohr. Und obgleich er also nun meistens auf dem Ohr lag, so bewahrte er sich doch – diese Gerechtigkeit muß man ihm schon widerfahren lassen – auch in dieser Lage stets den Charakter eines lebendigen Vorwurfs, um so mehr, als ja schon das für die Provinz vollkommen genügte. Man hätte ihn nur sehen sollen, wie er sich bei uns im Klub zum Kartenspiel hinsetzte! Da stand es deutlich auf seinem Gesicht zu lesen: Karten! Ich, ich setze mich mit euch zum Kartenspiel hin! Ist das etwa mit meiner Persönlichkeit vereinbar? Wer aber trägt die Verantwortung hierfür? Wer hat meine geistige Tätigkeit in Trümmer geschlagen, daß sie sich dem Kartenspiel zuwenden mußte? Pfui! Stirb und verdirb, Rußland! – Und würdevoll spielte er Cœur aus.

In Wirklichkeit aber spielte er schrecklich gern Karten und hatte deshalb, hauptsächlich in der letzten Zeit, häufige und unangenehme Plänkeleien mit Warwara Petrowna, um so mehr, als er ständig verlor. Doch davon später. Ich möchte nur noch bemerken, daß er als Mensch sogar gewissenhaft war

(das heißt, manchmal) und deshalb häufig Kummer hatte. Im Verlaufe seiner zwanzigjährigen Freundschaft mit Warwara Petrowna pflegte er jedes Jahr regelmäßig drei- bis viermal in einen »bürgerlichen Weltschmerz«, wie wir es unter uns nannten, zu versinken, das heißt ganz einfach in Hypochondrie, aber der Ausdruck »bürgerlicher Weltschmerz« gefiel eben der hochgeschätzten Warwara Petrowna ganz besonders. Späterhin verfiel er außer seinem »bürgerlichen Weltschmerz« auch manchmal dem Champagnertrinken, aber seine feinsinnige Freundin wußte ihn zeitlebens vor solchen trivialen Neigungen zu bewahren. Und er bedurfte auch eines solchen Gängelbandes, denn er benahm sich mitunter recht merkwürdig: mitten in seinem Weltschmerz fing er auf einmal in einer Art und Weise zu lachen an, wie es nur das niedere Volk fertigbringt. Es gab Augenblicke, in denen er sich sogar über sich selbst in humoristischer Weise ausließ. Vor nichts aber hatte Warwara Petrowna einen so großen Abscheu wie vor jedem Einschlag ins Humoristische. Sie war eben eine klassisch gebildete Frau, eine Mäzenatin, die bei allen ihren Handlungen nur die höchsten Gesichtspunkte im Auge hatte. Geradezu überwältigend war der zwanzigjährige Einfluß dieser hohen Dame auf ihren armen Freund. Man müßte ausführlicher von ihr sprechen, was ich nun auch tun werde.

### 3

Es gibt seltsame Freundschaften: solche, bei denen einer den anderen vor Haß auffressen möchte, bei denen man sich zeitlebens so gegenübersteht, es aber doch nicht fertigbringt, sich zu trennen. Eine Trennung ist sogar ganz unmöglich: derjenige, dem es in den Sinn käme, die Bande zu zerreißen, würde als erster krank werden und womöglich gar sterben, wenn es wirklich geschähe. Ich weiß bestimmt, daß Stepan Trofimowitsch bisweilen, und manchmal sogar nach den intimsten Aussprachen unter vier Augen mit Warwara Petrowna, plötzlich, nachdem sie hinausgegangen war, vom Sofa aufsprang und mit den Fäusten gegen die Wände hämmerte.

Und das nicht etwa im allegorischen Sinne, sondern so, daß einmal der ganze Kalk von der Wand herunterfiel. Vielleicht wird man fragen, wie ich denn solch delikate Einzelheiten

habe in Erfahrung bringen können. Bin ich aber nicht selber Zeuge davon gewesen? Hat nicht Stepan Trofimowitsch selbst zu wiederholten Malen an meiner Schulter geschluchzt und mir in grellen Farben ein Bild all seines verborgenen Herzeleids entworfen? (Und was, was hat er mir da nicht alles enthüllt!) Doch nach solchen Ergüssen ereignete sich dann fast stets folgendes: am anderen Tage war er schon wieder bereit, sich wegen seiner Undankbarkeit selber zu kreuzigen, ließ mich eiligst rufen oder kam auch selber zu mir gelaufen, einzig und allein, um mir mitzuteilen, daß Warwara Petrowna ein »Engel an Ehre und Zartgefühl und er das strikte Gegenteil davon sei«. Und er kam nicht nur zu mir gelaufen, sondern schrieb meistens auch noch an sie selber einen Brief mit vielen schönen Redensarten und gestand ihr bei Unterzeichnung dieses Briefes mit seinem vollen Namen zum Beispiel ein, daß er erst gestern jemandem erzählt habe, sie halte ihn nur aus Eitelkeit in ihrem Hause fest, beneide ihn um seine Gelehrsamkeit und seine Talente, hasse ihn und wage nur nicht, diesen Haß offen zu zeigen, aus Furcht, er könne von ihr weggehen und somit ihrem literarischen Ruf schaden. Daß er sich infolgedessen verachte und beschlossen habe, eines gewaltsamen Todes zu sterben. Von ihr aber erwarte er nur noch ein letztes Wort, das sein Schicksal entscheiden solle, und so weiter, und so weiter, immer in dieser Tonart. Nach diesem Beispiel kann man sich vorstellen, zu welchen hysterischen Ausbrüchen es manchmal bei den nervösen Anfällen dieses harmlosesten unter allen fünfzigjährigen Kindsköpfen kam! Ich selber habe einmal einen solchen Brief von ihm gelesen, der geschrieben war nach einem Streit mit nichtigem Anlaß und erbittertem Ausgang. Ich war entsetzt und flehte ihn an, diesen Brief nicht abzusenden. »Das ist unmöglich... es ist ehrenhafter... die Pflicht... Ich sterbe, wenn ich ihr nicht alles, alles eingestehe!« antwortete er wie im Fieber und sandte den Brief dennoch ab.

Darin lag eben gerade der Unterschied zwischen ihnen: Warwara Petrowna hätte einen solchen Brief niemals abgesandt. Allerdings schrieb er leidenschaftlich gern, schrieb an sie, obgleich er unter einem Dach mit ihr wohnte, und wenn er seine hysterischen Anfälle bekam, sogar zweimal am Tag. Ich weiß bestimmt, daß Warwara Petrowna diese Briefe immer mit der größten Aufmerksamkeit las, auch wenn sie zwei am Tag erhielt, und sie dann, wohlgeordnet und mit

dem Eingangsdatum versehen, in einer besonderen Schatulle aufhob; außerdem bewahrte sie diese Briefe auch noch in ihrem Herzen. Darauf ließ sie ihren Freund den ganzen Tag ohne Antwort, traf sich mit ihm, als wäre nicht das geringste geschehen und als hätte sich auch tags zuvor gar nichts Besonderes ereignet. Nach und nach hatte sie ihn so gezogen, daß auch er selber gar nicht mehr an das Vergangene zu erinnern wagte, sondern ihr nur eine Weile in die Augen sah. Aber sie vergaß nichts, er jedoch vergaß mitunter nur allzu schnell, und es gehörte nicht etwa zu den Seltenheiten, daß er, ermutigt durch ihre eigene Ruhe, noch am selben Tag beim Champagner wieder lachen und Schabernack treiben konnte, wenn seine Freunde zufällig zu Besuch gekommen waren. Mit welch bitterem Vorwurf sah sie ihn dann in solchen Augenblicken an, und er merkte es nicht einmal! Wenn er sich aber dann vielleicht nach acht Tagen, vielleicht nach vier Wochen, vielleicht sogar erst nach einem halben Jahr bei einer besonderen Gelegenheit plötzlich an irgendeinen Ausdruck aus solch einem Briefe und dann nach und nach an den ganzen Brief mit allen seinen Begleitumständen erinnerte, dann verging er fast vor Scham und quälte sich manchmal so, daß er seine Cholerieanfalle bekam. Diese eigentümlichen, cholerieartigen Anfalle waren in gewissen Fällen die übliche Folge seiner nervösen Erschütterungen und bildeten ein in seiner Art interessantes Kuriosum seiner physischen Konstitution.

Und in der Tat, Warwara Petrowna haßte ihn wirklich und haßte ihn oft. Er aber hat, was sie anbetrifft, immer nur das eine nicht in Betracht gezogen, nämlich, daß er mit der Zeit zu ihrem eignen Sohne, ihrem Geschöpf, ja, ich möchte fast sagen, zu ihrer Erfindung, gewissermaßen Fleisch von ihrem Fleisch geworden war und daß sie ihn durchaus nicht nur aus »Neid auf seine Talente« bei sich behielt und unterhielt. Wie sehr müssen solche Vermutungen sie also gekränkt haben! Und inmitten dieses steten Hasses, dieser Eifersucht und Verachtung lag in ihrem Herzen eine quälende Liebe zu ihm verborgen. Sie behütete ihn vor jedem Stäubchen, hegte und gängelte ihn zweiundzwanzig Jahre lang und hätte vor Sorge ganze Nächte nicht geschlafen, wenn sein Ruf als Dichter, Gelehrter und in der Öffentlichkeit tätiger Mann angetastet worden wäre. Sie hatte ihn sich gewissermaßen ausgedacht und war nun selber die erste, die an ihr Phanta-

siegebilde glaubte. Er war so etwas wie die Verkörperung ihrer Träume . . . Dafür aber verlangte sie entschieden sehr viel, manchmal sogar sklavische Ergebenheit. Nachtragend war sie bis zur Unglaublichkeit. Dafür möchte ich gleich zwei Beispiele anführen.

#### 4

Eines Tages, gerade als sich die ersten Gerüchte von der Befreiung der Bauern zu verbreiten begannen, als ganz Rußland plötzlich aufjubelte und alle Anstalten zu einer völligen Wiedergeburt traf, besuchte Warwara Petrowna ein durchreisender Petersburger Baron, ein Mann mit den höchsten Verbindungen, der diesen Ereignissen sehr nahestand. Warwara Petrowna wußte solche Besuche außerordentlich zu schätzen, weil ihre Beziehungen zu den höchsten Gesellschaftskreisen nach dem Tod ihres Mannes immer spärlicher geworden waren und zu guter Letzt ganz aufgehört hatten. Der Baron blieb etwa eine Stunde und nahm den Tee bei ihr ein. Andere Gäste waren nicht zugegen, nur Stepan Trofimowitsch war von Warwara Petrowna eingeladen und gewissermaßen zur Schau gestellt worden. Der Baron hatte schon früher einmal irgend etwas von ihm gehört oder tat wenigstens so, als ob dies der Fall wäre, wandte sich aber beim Tee nur selten an ihn. Selbstverständlich mußte aber Stepan Trofimowitsch trotz alledem zur Geltung kommen, zumal er ausgesucht feine gesellschaftliche Umgangsformen besaß. Denn obgleich er, soviel ich weiß, nur von geringer Herkunft war, so hatte es das Schicksal doch gewollt, daß er von frühester Kindheit an in einem vornehmen Moskauer Hause und demnach durchaus standesgemäß erzogen worden war. Französisch sprach er wie ein Pariser. Daran sollte nun der Baron gleich auf den ersten Blick erkennen, mit was für Menschen Warwara Petrowna sich umgab, wenn sie auch in der Provinz, in der Abgeschiedenheit lebte. Aber es sollte anders kommen. Als nämlich der Baron die völlige Glaubwürdigkeit der damals soeben erst in die Öffentlichkeit gedruckten ersten Gerüchte von der großen Reform ausdrücklich bestätigte, da konnte sich Stepan Trofimowitsch auf einmal nicht mehr halten, rief: »Hurra!« und machte sogar mit der Hand eine Geste, die seine Begeisterung zum Ausdruck brachte. Er